



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Virtuosen und Strebende

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Die Malkunst der Zeiten Raffaels und Leonardos dient zum abschließenden Beweisgrund. Sie ist allgemein anerkannte schöne Malerkunst und ist zugleich charakteristisch malerisch. „Je eigentümlicher und naturgemäßer, je angemessener dem Stoff gemalt wurde, desto schöner wurde auch gemalt.“ (Müller sieht Malerei aus zu weiter Ferne.)

Zur Sprache zurückkehrend, wendet sich Müller dem Gegensatzpaar zu, das die Sprache zur Mutter hat: Beredsamkeit und Poesie. Er bestimmt den Gegensatz mit Begriffen, die ihm schon in der Schrift über den Gegensatz dienen sollten: Beredsamkeit ist männlicher, Poesie ist weiblicher Natur. „Die männliche Natur hängt mehr herüber nach dem Streite und dem o d e r, die weibliche mehr nach der Liebe und dem u n d.“ Wie Mann und Weib vereinigt auch den Redner und den Dichter eine tiefe unergründliche Liebe. „Wer die vortrefflichere Natur sei, läßt sich nicht sagen; nur so viel kann behauptet werden, daß in der Vereinigung beider sich das wahre Ideal der Menschheit und die wahre Idee der Sprache erzeuge und offenbare.“

Dem Nachweis dieser Behauptung dient der fünfte Abschnitt (S. 4/5, 45—53). Ein neues Gegensatzpaar meldet sich: Virtuosen und Strebende. Die Ausdrücke meinen hier ganz anderes als im herrschenden Gebrauch und verlieren ihre herabsetzende Bedeutung. Die Virtuosen wollen alles mit höchster Kunstfertigkeit tun; sie üben die Künste lieber, als daß sie über die Künste räsonierten. „Irgendein Instrument der Welt, ein musikalisches, ein Sprachinstrument so zu ergreifen und zu beleben, daß der Mensch gleichsam die Seele dieses Instruments werde, das ist ihr höchster Triumph.“ Den Strebenden wird zwar vorgeworfen, sie fingen vieles an, aber vollendeten nur wenig. Sie können von dem Leben nicht abstrahieren. Ihre Seele möchte nach allem zugleich greifen und ergreift nichts. Sie beginnen ein Werk, und die Welt treibt sie, weit über die ursprüngliche schönbeschränkte Gestalt des Werks hinauszusteigen. Sie vermögen das Werk nicht zu schließen, sie geben mehr oder weniger, als was sie versprochen. Doch trotz solchen Einwänden werfet Müller auch die Strebenden hoch.

Für Müller verkörpert sich der Gegensatz des Virtuosen und des Strebenden in Goethe und Schiller. Müller, der Bewunderer Goethes, legt es diesmal auch auf eine Verherrlichung Schillers an. (Nochmals sei gesagt, daß hier nicht gemeint ist, was sonst dem Strebenden nachgesagt wird; weit eher wäre an den Begriff des Strebens zu denken, der in Goethes „Faust“ sich durchsetzt.)

„Seiner Natur nach, seinem Geschlecht nach... war Schiller Red-

ner, Rhetor.“ So möchte Müller näher an Schillers Eigenstes herankommen. Es drängte Schiller auf die Bühne, denn er brauchte eine Tribüne; und er konnte sprechen. Wie der Mann sich zu ergänzen, sein Wesen zu vervollständigen strebt, so suchte in Schiller männliche Beredsamkeit sich mit weiblicher Dichtkunst zu vermählen. Gehen Beredsamkeit und Poesie nicht abgesondert jede ihren einsamen Weg, so können sie auch in ein trübes Gemisch zusammenfließen. Aber sie können leben in ewiger wechselseitiger Aneignung ihrer Naturen.

Schiller als Redner zu fassen, bleibt fortan ein Leitmotiv Müllers. Heute darf er auf viel Zustimmung rechnen. Schon Herman Grimm erwog in seinen Vorlesungen über Goethe seit 1877, wie Schillers Weltkenntnis und dialektische Schärfe im Deutschen Reichstag sich ausgelebt hätte. Jetzt sehen auch Gundolf und Wolters in Schiller den Redner; Benedetto Croce macht es nicht anders.

Scharf verurteilt Müller diesmal überindividuelle oder — wie er es selbst sonst nennt — gefellige Form des Stils. Ein Numerus, ein gewisser Periodenbau ist für ihn eine Art von prosaischem Kothurn. Bei Cicero oder bei Bossuet zähle der Numerus zu den höchst unkünstlerischen und langweiligen Angewohnheiten. Die Herrlichkeit der wahren Prosa beruhe vielmehr in der Unendlichkeit der Rhythmen und der Periodenwechsel, die sich nach den Gedanken, nach der Sache in ihrer Ursprünglichkeit, wie sie in unsrer Brust gebildet worden, richtet. Daher komme der Reiz, der uns aus den leicht hingeworfenen Zügen in dem kleinsten Brief einer geistreichen Frau anlacht. „Wenn man doch nicht glauben möchte, daß der Stil, oder der bestimmte feste Charakter einer Schrift, nur gewonnen werden könnte dadurch, daß man der Beweglichkeit entsage: je bewegter das Meer ist, um so fester und ruhiger muß die Hand des Steuermanns sein, der seinen Lauf dadurch verfolgen will.“

Zum Abschluß des Ganzen erklärt Müller nochmals ausdrücklich, er rede dem Redner und dem Dichter, dem Virtuosen und dem Strebenden wechselweise das Wort, damit recht viel entgegengesetzte Ansichten erscheinen, und so, wie allenthalben, aus dem liebreichen Gespräch entgegengesetzter Naturen die Wahrheit hervorgehe, und männlicher Ernst neben weiblicher Nachgiebigkeit und Friedensliebe bestehen könne. Er nennt Platon als sein Vorbild. Philosophische Systeme, die geschlossen und vollendet zu sein affektieren wie ein Gedicht, seien unkünstlerisch und daher unwissenschaftlich, also verwerflich. Sein eigenes Ziel bezeichnet Müller als „Wissenschaftskunst“.